

MARIA
AMBERG

*Hart liegt das Land
unter der Sonne*

Roman

FISCHER & FISCHER
MEDIEN

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Maria Amberg
Hart liegt das Land unter der Sonne

Maria Amberg

Hart liegt das Land unter der Sonne

Roman

FISCHER & FISCHER
MEDIEN AG

Die Handlung dieses Romans sowie die darin vorkommenden Personen sind frei erfunden; eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten und tatsächlich lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

© 2005 by FISCHER & FISCHER
MEDIEN Aktiengesellschaft
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 3-89950-121-7

Für Mumie

Das Gebell der Hunde von Branina zerriss die Stille. Wütend antworteten ihm die von Jelenje.

Aus der Richtung Gaj das Rollen eines Eisenbahnzuges. Im Raum zur Rechten die Atemzüge der Kinder, ein unverständliches Gemurmel, leises Sichregen. Eines änderte im Schlaf seine Lage.

Kirstin richtete sich auf.

Aus Johannes' Zimmer kam kein Laut.

Die Rechtecke der Fenster umrahmten Fliederbüsche, deren Blattknospen im Nachtdunkel nicht wahrzunehmen waren. Die Eichen und Buchen des Parks reckten ihre Äste. Die jungen Koniferen waren zur Gestalt richtiger Tannen, Eiben und Fichten erwachsen und hockten nicht mehr wie groteske Zwerge auf dem Rasen. Weit hinten schon fast an der Mauer war die helle Spiräenhecke im Finsternen zu erkennen. Morgen oder übermorgen würden die Forsythien und die japanischen Quitten mit den Magnolien am Glockenstuhl ihre Blüten öffnen.

Die Nachbarn hatten über sie gelächelt, die Bauern ob ihres Unterfangens die Köpfe geschüttelt, halb mitleidig, halb wohl auch höhnisch. Was diese Eicher sich einbildeten! Die Zeiten blühender Parks in Slawonien seien vorbei. Seit über vierundzwanzig Jahren und endgültig dahin wie die k.u.k. Offiziere, die sich auch mit solchen Späßen abgegeben hätten. Das Klima hier habe sich geändert.

Trotz monatelanger Trockenheit des Sommers, in der jeder Grashalm verdorrte und sogar die Zuckerrüben die Blätter verloren, trotz der Überschwemmungen im Frühjahr, die weite Landstrecken in Seen verwandelten, hatten sie ihren Garten durchgebracht, den einzigen großen Garten mit Blüten, Bäumen und Sträuchern im ganzen Land.

Sie schob die Sandalen, die am Bett standen, mit der Fußspitze zur Seite und ging auf bloßen Sohlen durch das Zimmer, um die Doppeltüre zur Terrasse zu öffnen. Das Bedrängende, dem sie nichts entge-

genzusetzen hatte als Verstand und guten Willen, wich vor der wieder lautlos gewordenen Stille draußen zurück, wie das Schweigen im Nebenzimmer und das Ticken der Uhr am Kamin.

Sie liebte die Nächte der Heimat mehr als die jeder anderen Landschaft, und was sie enthüllten und bargen, warnte sie. Es erregte ihre Aufmerksamkeit und hielt ihren Argwohn wach. Hinterhältige Kräfte, im Aufbruch begriffen und willens, unter Anwendung verwerflicher Machtmittel in organisch gewachsene Ordnungen einzubrechen, zu deren Gedeihen sie nichts beigetragen hatten, bedrohten die Essenz ihres Lebens.

Was das Land war, dankte es ihnen.

Sie holten mit der Intelligenz und dem Fleiß deutscher Menschen aus ihm heraus, was aus ihm herauszuholen war. Sie sorgten dafür, dass sein Boden bekam, was ihm Not tat und seine Fruchtbarkeit förderte. Ihre ertragreichen Besitze verwerteten seine Produkte rationellst in Mühlen, Hanf- und Flachsröstereien, Spinnstoffverwertungsbetrieben, Zucker- und Konservenfabriken. Sie arbeiteten mit Erntemaschinen und Treckern. Ungeheure Erträge brachten Getreide und Rübenschläge. Unabsehbare Schweineherden, Kreuzungen heimischer Tiere mit hochgezüchteten Engländern tummelten und mästeten sich in den Rieden. Pferde edelsten arabischen Blutes wuchsen in den Koppeln heran. Zwei Meter hoch standen Mais und Sonnenblumen.

Teils als Heerführer und Vertrauensleute des Hofes, als Dotation der Herrscher, namentlich des einen großen, der Frau auf dem Throne, teils als siedelnde Bauern aus zu eng gewordenen Gebieten des Reiches, hatten ihre Ahnen das Land an der Balkangrenze in Besitz genommen um es für die Krone vor dem Zugriff anderer zu bewahren. Was gaben sie ihm an Liebe und Verständnis. Was leisteten sie an Planung und Arbeit. Was bauten sie auf aus Steppe und Sumpf. Ein reiches, freies, fruchtbares Land. Kanäle durchzogen die Äcker, ent- und bewässerten sie. Feldbahnen beförderten Güter und Menschen von entlegenen Maierhöfen auf feste Straßen, die sie dem steinlosen Humusboden in mühevoller Arbeit aufzwangen. Seit dem Niederbruch der Monarchie rührte zur Unterhaltung niemand mehr einen Finger. Die Decke verdarb und wies zahllose Schlaglöcher auf. Aber der Unterbau hielt.

Diese Straßen verbanden den Südosten mit dem Norden und Westen, die Grenzen des Balkans mit anderen Ländern.

Erntewunder gediehen um die Jahrhundertwende den Nachfahren aus den Staaten der Ahnen. Wachsender Wohlstand förderte ihren Arbeitswillen und steigerte ihr angeborenes Wohlgefallen an Wertbeständigem, Haltbarem und Solidem. Bankkonti in der Schweiz, England und Holland, mehrstöckige Häuser in den Rathausvierteln von Wien und Budapest brachten ihnen Zinsen. Ihre Frauen, deren Kleider in exklusiven Wiener Ateliers geschneidert wurden und deren sündhaft teure Schuhe aus Krokodil- und Schlangenleder nur Budapester Schuster so anzufertigen verstanden, dass sie ihnen gefielen, bekamen kostbare Antiquitäten und hochkarätige Juwelen von ihnen. Sie fuhrn schwere amerikanische Wagen, die nach Tauwetter oder anhaltendem Regen auch auf Chausseen stecken blieben. Ihre wohlgenährten, selbst solche Situationen überlegen meisternden Chauffeure wateten dann eben über die aufgeweichten Äcker zum nächstbesten Gutshof und brachten Ochsen, die sie dahin beförderten, wo die Räder wieder griffen. Überfluss und Üppigkeit herrschte, wo sie über das Land geboten. Geburtenkontrolle hielten sie für unumgänglich. Nur bei ein bis zwei Kindern vererbte sich, was da war, ungemindert von den Vätern auf die Söhne, deren Frauen ausschließlich aus Häusern kamen, die ihrerseits Vorteile boten. Zeit war für sie kein Begriff, Geld kaum einer. Sie hatten beides in Hülle und Fülle. Es machte sie nicht überheblich. Doch ihren Weitblick trübte der klotzige Reichtum allmählich. Statt die Militärdienstzeit wie seit Menschengedenken schlecht und recht bei den heimischen Domobrani so rasch als möglich hinter sich zu bringen, wurde urplötzlich aus heiterem Himmel und barem Mutwillen da einer bei den Husaren, dort einer bei Dragonern oder Ulanen aktiv. Die Erziehung ihrer rechtschaffenen Mütter, die aus jungen Mädchen mustergültige Gattinnen und Hausfrauen machten, genügte nicht mehr. Man ließ sie in mondänen schweizerischen Pensionaten gemäß den Gepflogenheiten der großen Welt unterrichten, und noch nicht trocken hinter den Ohren, heirateten sie in den ungarischen Hochadel ein. Das Land Slawonien, nur nach fünfzehn bis zwanzigstündiger Eisenbahnfahrt erreichbar, galt bald als sehr entlegen. Die Reise dahin war um-

ständig. Man zog es vor, die Familienpalais, die man in den Hauptstädten besaß, zu bewohnen oder sich Landhäuser in deren nächster Nähe zu errichten, kam gerade noch im Herbst zu den Jagden auf die Güter. Da saßen die Verwalter, meist Ungarn, als Herren und verwalteten gut, wahrten die Interessen der Herrschaft und vergaßen ihre eigenen Vorteile nicht. Aber leben und leben lassen! war in den fetten Jahren vor 1914 ein von ihnen jedermann zugestandenes Recht, Krisenzeiten überwand man. Verluste gleich jenen, die infolge der Agrarreform um 1918 unabwendbar schienen, wurden durch rascheste Anpassung an neue Gegebenheiten vermieden. Nächtelang pokern, um an Belgrader Minister Geld zu verlieren, war kein Vergnügen, doch lohnte es und entzog angestammten Besitz dem Zugriff des Fiskus.

Wieder schlugen in fernen Dörfern Hunde an.

Bevor Kristin, in Schuhe und Morgenrock geschlüpft, die Terrasse überquerte und die Gartentreppe erreichte, begannen in Andrijevcı die Köter zu rasen. Die von Lipovina, Brijest und Verbik tobten, als ob es ihnen an den Kragen ginge. Hetzender als vorhin setzte das Gejage der Züge über die Eisenbahnschienen sich fort. Nahte das Schicksal auf ihnen?

Welch ein Schicksal für das Land und die Menschen?

Eines, dessen man Herr werden konnte?

Kam der Mond noch nicht?

Kein Schein erhellte den Himmel.

Ein Windstoß fuhr durch die Wipfel der Eichen.

Eichhof hießen Gut und Dorf noch immer. Für alle, die es kannten: Eichhof, obwohl das Bahnhofsschild und die Wegweiser es Hrasnik nannten.

Hrasnik oder Eichhof? War das nicht ein und dasselbe? Hrast – die Eiche.

Die Eichhofer waren als letzte der alten Eichen erhalten geblieben. Vielleicht waren es Trenks Eichen oder auch ältere, bewahrt durch die Liebe des Eichhofes oder Hrasniks über hundert und hundert Jahre.

Slawonische Eichen.

Und all die anderen Eichen, ihre Eichen? Die Eichenwälder, die den

Wasserhaushalt und damit das Ausmaß des Niederschlags bestimmen?
Wo blieben die Feuchtigkeitsspeicher? Die Regenbringer?

Ein Schauer lief über ihre Arme.

Seufzten die Bäume?

– Die Beile ... – Die Beile ... –

Eichen fielen, um sich in Valuten zu verwandeln, zusätzliche Einnahmen, um noch mehr Raum für Ackerland zu schaffen, als die Deutschen ihre Privilegien im Heer und bei Hofe verloren. Niemand außer den unpraktischen Kroaten vermisste sie. Aber was galten die dank einiger ihrer kuriosen Eigenheiten seit tausend Jahren an Donau, Save, Drau und Drina von anderen als lebender Schutzwall Europas gegen den Osten erhaltenen Kroaten in ihrem eigenen Lande?

Die guten alten Zwiebelkrowoten, die Gerhard zu Abendländern machte, als er Slavac Kacics Liebäugeln mit dem Paleologen und dessen Ausbreitungsgelüsten den Riegel vorschob, um den seinem katholischen Glauben verschworenen Banus von Slawonien, Dimitrije Zvonimir, Ladislaus von Ungarns Schwager, an Stelle des bloß von den Stämmen gewählten Narentaners als Papstlegat mit der Kroatenkrone zu krönen.

Zwar wurde der Romgetreue bald darauf von den Kroaten erdolcht, der sie aufforderte, zum Kreuzzuge ins Heilige Land zu rüsten, im Sabor zu Knin als Verräter des Grundsatzes, nur in Verteidigung der Heimat Krieg zu führen. In apostolischer Voraussicht und väterlicher Sorge über diesen Unverstand und solche unchristliche Gesinnung, wissend, dass die Einsicht des einfachen Volkes nicht ausreichte, es vor den Verführungskünsten orthodoxer Despoten zu schützen, die die Auflösung der kroatischen Eigenständigkeit in einem gewaltigen slawischen Schmelzkessel erstrebten, vertraute Gregor VII, der Hildebrand hieß, Kroatien dem frommen Bruder der Königswitwe an.

Das Schwert des Ungarn sicherte in der Schlacht bei Gvozd den Fortbestand der nationalen Unabhängigkeit dieser Katholiken. Nur sein Fuß in ihrem Nacken bändigte den Abenteuersinn ihrer Führer so, dass er sich tausend Jahre hindurch nicht mehr regte. Durch die vom Heiligen Vater zum Trost für ihre Heimsuchung veranlasste Krönung Peter Kresimirs, eines Neffen Slavacs, erfolgte in Biograd am Meer die

Rückgabe des Diadems an die nationale Dynastie. Überdies erhob der Papst, als mit dem Tode Peters, der infolge seiner Verpflichtung zum Zölibat kinderlos war, der Stamm der Narentaner ausstarb, das unbekannte kleine Volk im äußersten Osten des Reiches über alle mächtigen und großen Völker des ganzen Okzidents, ihm gestattend sich Gott gegenüber und sogar in der Heiligen Liturgie seiner Sprache zu bedienen, am Ausgang des ersten Jahrtausends. Damit ließ sich der Gott selber, nach Auffassung der Kroaten, durch seinen Stellvertreter auf Erden als ihr eigentlicher Landesherr verkünden. Infolge seiner Kenntnis des Kroatischen dachten sie sich ihn zu besonderer, genauer gesagt landsmannschaftlicher Gewogenheit verpflichtet. Im Umgange mit der Vorsehung an den Gebrauch des Lateinischen gebundene Souveräne fremden Blutes und deren Untertanen, die zeitweilig versuchten, sie zu regieren, ertrugen sie mit Nachsicht, da sie über ausreichende Mittel zu ihrer kriegerischen Bekämpfung niemals verfügten.

Unter den Fittichen der Una Sancta und der Patronanz deutscher und magyarischer Latifundienbesitzer waren sie in ihrer überwiegenden Mehrzahl, ohne ob dieser Tatsache auch nur einen Funken ihres ausgeprägten Selbstbewusstseins einzubüßen, bis an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Analphabeten geblieben. Erst Strassmayer fiel es ein, ihr Interesse an Zivilisationserscheinungen zu wecken. Er sorgte dafür, dass begabte kroatische Lehrerkinder trotz kleinster Stipendien, unter größten eigenen Entbehrungen und schwersten Opfern ihrer Eltern an der Prager Hochschule studierten, um Beamte, Zeitungsleute, Hochschulprofessoren oder Richter werden zu können. Auf seine Veranlassung begannen die Bauernburschen, die in Seminaren zu Klerikern ausgebildet wurden, Stolz auf ihr Kroatentum zu empfinden, wiesen Dorfpfarrer und Katecheten die Gläubigen darauf hin, dass die Entwicklung ihrer nationalen Eigenheiten und nicht Fügsamkeit der staatlichen Obrigkeit das Wesentliche wäre. Wo kroatische Schulen eingerichtet wurden, mussten deutsche Schulen verschwinden. Und selbst die deutschen Judenschulen, die sich am längsten hielten, mussten schließen, weil die Kinder der kleinen Kaufleute und Angestellten hebräischen Glaubensbekenntnisses, die sie unterhielten, unter slawischen Einfluss geraten, es opportuner fanden,

auf der hohen Schule in Prag, statt wie bisher in Wien, Jus oder Medizin zu inskribieren. Mit sicherem Instinkt für alles, was Zukunft hat, verabsäumten sie es als Studenten auch nicht, ihre Familiennamen zu slawisieren, und machten aus Kohn Kovac, aus Friedländer Mirski, Horvat aus Hirsch. Deutsch zu fühlen hatte keiner der jungen Doktores im Sinn.

Hatte Rom keinen politischen Instinkt mehr? Oder wurde ihm falsch berichtet? Weshalb gestattete es dem Bischof von Slawonien, im Herrenhaus für das Slawentum einzutreten? Von der Kanzel, auf Versammlungen und im Alltag Unfrieden zu stiften zwischen Nationalitäten und Ständen, die bisher auf Gedeih und Verderb zusammenhielten? Worauf sann der Papst? Wusste er nicht, dass der Kaiser allein nicht mehr die Macht hatte, den Bestand des Reiches zu sichern? Wusste er nicht, dass Slowenien, Bosnien und die Herzegowina an Serbien grenzten, nicht wie Dalmatien und das Küstenland an Italien oder wie Kroatien und Slawonien an Österreich? War es klug, das absonderliche Verhalten dieses Kirchenfürsten zu ignorieren aus der Erwägung, dass auch des Bischofs Stunde schlagen würde, weil der Herrgott schon dafür Sorge, dass kein Baum in den Himmel wachse, und auch seinen Slawen zuliebe, obwohl Strassmayers Gehirn schwerer wog und mehr Windungen aufwies als das Napoleons und Goethes, dieses Naturgesetz nicht außer Kraft setzen würde.

Kristin erinnerte sich deutlich daran, dass sie als kleines Mädchen schauernd neben dem Vater saß, der das eines Sonntagnachmittags bei schwarzem Kaffee dem eigenen kroatischen Dorfpfarrer in aller Harmlosigkeit und gemütlich lachend auseinander setzte. Der gute Pfarrer Kramaric lachte mit. Aber die Mutter erwähnte, sooft über derlei Dinge gesprochen wurde, den merkwürdigen Blick, den er dem Vater dabei zugeworfen habe. Barer Unsinn! Kristin musste lachen. Als der deutsche Handwerkersohn aus Osijek, der in Slawonien Bischof war, dort Fundamente für die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der Kroaten legte, war sie noch nicht geboren. Die Geschichten mit aus seinem Haupte gemeißeltem Hirn kannte sie aus Berichten, die sich in der Familie erhielten.

Da! Nun meldeten auch die eigenen Hunde im Zwinger. Baldu

tobte. Die Jagdhunde winselten. Die Wachhunde im Dorf rissen jaulend an den Ketten.

Ratternd rumpelten über die lockere Weiche am Wächterhaus Güterwagen mit lärmender Fracht. Einander überschreiend, grölten betrunkene Stimmen Soldatenlieder. Und jetzt – noch heiserer als andere, aber in der Melodie richtig und unverkennbar, stimmte einer das an, was sie jetzt am allerwenigsten hören wollte:

»Sred Banat i Backa
Tri Srca junacka
Zvoi! Sami Zovi!
Svi ce sokolovi
Za te zivot dati!«

Sie presste die Wange an die rissige Rinde des Baumes, unter dem sie stand.

Militärzüge!
Sie mobilisierten!

Im Hause leuchtete Lampenschein auf. Johannes. Sie sah die Umrisse seiner Gestalt. Er hob den Kopf, überlegte, zu welchem Lied die Worte gehörten. Offen, wie er war, ließ er niemals Zweifel an seinem geringen Musikverständnis bestehen und übertrieb darin sogar ein wenig, wenn er vorgab, den »Tannenbaum« nicht vom »Radetzky marsch« unterscheiden zu können. Und slawische Sprachen?! Er kannte aus Manövern und von Jagdsejourns auf den großen Besitzen fast das ganze Land und sprach, um sie zu necken, sie konnte den Sing-Sang nicht leiden, zuweilen im Tonfall deutsch sprechender Tschechen. Aber deren eigene Sprache blieb ihm ein böhmisches Dorf. Nicht ein einziger Satz, kein Wort, nicht einmal ein Fluch, und das bedeutete für einen Kavalleristen allerhand, war ihm auf Tschechisch geläufig. Im Kriege stand er längere Zeit an der Ostfront. »Wieso lernst du in Polen nicht Polnisch?«, fragte sie ihn einmal zu Beginn ihrer Ehe. »Wer hätte es mir beibringen sollen? Die Juden, denen wir gelegentlich etwas abkauften, redeten deutsch. Die Slachzizen, mit denen wir mulatierten, ebenfalls. Manchmal sprachen Frauen, mit denen man sich in der Etappe amüsieren konnte, polnisch. Aber schließlich ist die Sprache der sogenannten Liebe, was Esperanto gerne sein möchte,